

ZWISCHEN SCHINDMÄHRE UND WILDPFERD

Luthers Reittier-Metapher ethisch betrachtet¹

Von Bernd Wannewetsch

Die Vorstellung Luthers vom Menschen als einem Reittier, auf dem entweder Gott oder der Teufel reitet, gehört zu den einprägsamen Bildern, an denen Luthers theologisches Denken nicht eben arm ist. Wenn es um Charakterisierung des theologischen Sprachhorizontes Luthers und die Pointierung bezeichnender Sachzusammenhänge seines Denkens geht, stehen diese Bilder sogleich parat: der eigenen Erinnerung aber auch den Versuchen, Luthers theologisches Erbe zu vermitteln. Welchem Nachsinnen über die christologischen Zusammenhänge zur »communicatio idiomatum« würde – der kühlen Abstraktheit jener Termini zum Trotz – vom »Feuer und Eisen« nicht warm ums Theologenherz, und wer würde nicht vom Duft des »einen Kuchens« zu einem genüßlicheren Verständnis des Abendmahls verführt, das ihm ob der unendlichen Geschichte der Abstraktion und Streitereien schon beinahe verleidet schien? Und welche politische Ethik käme an den »zwei Reichen« vorbei, gleichgültig, ob sie diese Unterscheidung nun selbst im Schilde, zu Felde oder ad absurdum zu führen gedächte? In die Reihe solcher bekannter Bilder Luthers gehört auch die »Reittier-Metapher«.

Wer mit Metaphern arbeitet, darf sich nicht über ihre Wirkung wundern. Er wird sich darüber im klaren sein, daß sie nicht einfach nur Sachverhalte mehr oder weniger treffend widerspiegeln, sondern an sich selbst (sprachliche) Sachverhalte darstellen, deren Wirkung weit über das hinausgeht, was die Frage nach dem »treffenden Vergleich« wahrzunehmen vermag. Wir haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten mehr und mehr gelernt², daß Metaphern nicht für einen davon unabhängigen Sachverhalt stehen, den sie deuten, sondern vielmehr für eine Geschichte, die ebensowenig ohne den erzählbar ist, der die Metapher auf seine Weise gebraucht, wie abgesehen

¹ Der Beitrag wurde für eine fakultätsinterne Erlanger Festgabe zum 50. Geburtstag von Prof. Hans G. Ulrich – einem passioniertem Reiter und Ethiker – verfaßt. Die vorliegende Fassung repräsentiert den von den (meisten) launigen Momenten gereinigten theologischen Kern jener Fassung, deren Widmung erhalten bleiben soll.

² Hier ist für die neutestamentliche Gleichnisforschung insbesondere an die Arbeiten von Wolfgang Harnisch und Hans Weder zu erinnern und für die philosophisch-hermeneutische Perspektive etwa an die Studien von Paul Ricoeur und Eberhard Jüngel.

von dem, der sie auf seine Weise versteht. Darum ist die Frage nach dem Verstehen einer Metapher nicht schon mit dem Hinweis beantwortet, sie tunlichst in ihrem »ursprünglichen« Kontext wahrzunehmen und gegenüber »kontext-fremdem« Gebrauch zu verwahren. Denn sie »wirkt« ja auch dort, wohin sie ursprünglich gar nicht gemeint war, und diese Wirkung zählt. Es macht geradezu das kreative Potential des metaphorischen Redens aus, daß es sich Kontexte sucht und nicht auf den einen ursprünglichen Kontext fixiert ist. Freilich setzt der »Witz« der Metapher das Hintergrundwissen um jenen Ursprung voraus.

So kommen diese Betrachtungen nicht umhin, einerseits jene Vorstellung vom Menschen als Reittier bei Luther an ihrem Kontext aufzusuchen und zu fragen, was Luther dann und dort damit wollte; andererseits gilt es aber auch, das kreative Potential dieser Vorstellung nach Seiten hin zu untersuchen, die Luther selbst nicht ausgeführt hat. Da die Macht der Bilder ohnehin über einzelne Kontexte hinausreicht und Bilder sich quasi von angestammten Kontexten emanzipieren, um neue in sich einzulassen, bedeutet die hier gestellte Frage nach der ethischen Bedeutung von Luthers Reittier-Methapher keine Vergewaltigung eines ursprünglich auf einen anderen (soteriologischen) Rahmen aufgezogenen Bildes, sondern lediglich die Konsequenz aus der Tatsache, daß jenes »Reittier« längst aus seinem soteriologischen Rahmen herausgesprungen ist und in verschiedenen theologischen Parcours galoppiert, zu denen neben der Anthropologie eben auch die Ethik gehört.

Die Frage ist nun, ob man für die beträchtlichen Hindernisse auf dem ethischen Parcours mit Luthers »Reittier« eine Chance hat darüberzuspringen oder eher aufs falsche Pferd gesetzt hat. Die hier zu entfaltende These, soviel sei an dieser Stelle bereits angedeutet, wird im Grundsatz die erste Option pointieren, die allerdings eine weitere Klärung dessen einschließt, mit welchem »Pferdebild« Luther operiert und wie das auf die Vorstellung vom Menschen als eines ethischen Subjektes abgebildet werden kann.

Die soteriologische »Unechtheit« der Metapher

Doch wenden wir uns zunächst der kontextuellen Seite dieser Vorstellung bei Luther zu. Die Recherchen offenbaren den auf den ersten Blick³ überraschend anmutenden Sachverhalt, daß die Bekanntheit jener Metapher im

³ Der zweite Blick gilt dann freilich der sich einstellenden Erkenntnis von der um so größeren Bedeutung einer Vorstellung, die sich trotz der Punktualität ihres Vorkommens einen solchen Bekanntheitsgrad erworben hat.

umgekehrten Verhältnis zur Häufigkeit ihrer Bezeugung steht. Als locus classicus, neben dem nur wenige marginale Belege noch zu erwähnen sind, muß die Stelle aus der Kampfschrift gegen Erasmus gelten.

So ist der menschliche Wille in der Mitte wie ein Reittier hingestellt. Sitzt ihm Gott auf, will er und geht er hin, wohin Gott will – wie der Psalm sagt: Ich bin wie ein Lasttier geworden; und ich bin immer bei dir. Sitzt ihm Satan auf, will er und geht er hin, wohin Satan will. Es liegt nicht in seiner freien Wahl, zu diesem oder jenem Reiter zu laufen und ihn zu fordern. Die Reiter selbst kämpfen darum, ihn festzuhalten und zu besitzen⁴.

Obwohl Luther dieses Bild nicht einmal originär geprägt hat – es stammt wohl aus dem Augustin zugeschriebenen »Hypomnesticon« – und hier auch den biblischen »Beleg« zu Unrecht für seinen Gebrauch anführt⁵, kann die Vorstellung vom Reittier in einer bestimmten Hinsicht tatsächlich als charakteristisch gelten für Luthers Denken über den Menschen. Daß hier ausdrücklich nur vom *Willen* des Menschen die Rede ist, der als ein Reittier in die Mitte gestellt ist, tut dem keinen Abbruch. Man darf den Willen hier nicht als irgendeine Instanz im Menschen ansehen, sondern quasi als die mittelalterliche Bezeichnung der menschlichen »Personalität«: Der Wille steht *pars pro toto* für den Menschen überhaupt; ein »*servum arbitrium*« in einem ansonsten freien Menschen etwa wäre ebensowenig vorstellbar wie eine umgekehrte »Zusammensetzung«.

Gegen die These des Erasmus von der Potenz des freien Willens zum Zusammenwirken mit der Gnade Gottes zum Guten setzt Luther das Bild vom Reittier: Der Mensch ist allemal »besessen«, entweder reitet Gott seinen Willen, oder – wenn nicht Gott – der Teufel. Es ist nicht am Menschen, über sein Wohl und Wehe, Woher und Wohin selbst zu verfügen; er ist nicht in diesem Sinn »Subjekt«, daß er sich aus der Freiheit seines Willens Gutes oder Böses schaffen könnte; vielmehr besteht die Vorstellung vom Reittier darauf, daß er stets auf Mächte bezogen ist, die sein Leben bestimmen wollen und es auch faktisch tun. Er ist ein »Dazwischengestellter«, der bestiegen wird und nicht einmal darüber entscheiden kann, von wem. Oder welches Reittier hätte sich je seinen Reiter ausgesucht?

Es ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß Luther diese Vorstellung dezidiert soteriologisch verwendet. Es geht ihm dabei keineswegs um eine entfaltete Anthropologie, auch wenn der Umfang seiner Schrift

⁴ De servo arbitrio, vgl. WA 18, 635.

⁵ Ps 73,22ff zielt nicht auf das »Geworden-sein wie Vieh« als Illustrans des Bleibens »tecum«, sondern betont gerade den Gegensatz: Trotz der Größe der Not, die abgestumpft hat wie ein Stück Vieh, wird das Bleiben am Herrn bekannt: »Dennoch bleibe ich stets an dir...« Vgl. Arthur Weiser, ATD 15,349.

dies vermuten ließe. Luther fokussiert seine Rede vom Menschen und dessen Freiheit bewußt auf den soteriologischen »Punkt«, wie er denn den Menschen überhaupt nicht anders verstehen kann als in der Weise, die er in seiner »disputatio de homine« auf den bekannten Punkt bringt: »... hominem iustificari fide«. Das soteriologische passivum repräsentiert sich in der Reittier-Metapher in jenem »Dazwischen-gestellt-sein« des iumentum. Das Reittier selbst tut nichts dazu, besessen zu werden, es sei denn, daß es eben still hält. Es ist auch nicht die spezifische Qualität des Reittieres, die darüber entscheidet, wer es in Besitz nimmt. Der von Luther ausgesprochene Sachverhalt, daß die Reiter um sein Besitzen streiten, reflektiert nicht das jeweilige Verhalten oder die besondere Qualität des Reittieres, sondern vielmehr die Zuspitzung des Streites der Mächte, der um (und wohl auch auf) dessen Rücken ausgetragen wird.

Wenn Luther mit dieser Vorstellung darauf insistiert, daß am Reittier nichts liegt, sondern alles am Reiter, variiert er, wie es scheint, mit dieser Metapher nur seine berühmten soteriologischen »sola«-Prädikationen. Nun sind Metaphern, wie eingangs schon erwähnt, sofern sie wirklich als Metaphern funktionieren, stets mehr als nur Illustrationen von Sachverhalten, die sich auch anders und ohne »bildhafte Verkleidung« vielleicht sogar präziser aussagen ließen. Sie erweitern vielmehr in dynamischer Weise das Verständnis von Sachverhalten und damit diese selbst, sonst wären sie eben nichts weiter als mehr oder weniger passende Veranschaulichungen.

Es geht an dieser Stelle nicht um die Untersuchung, inwieweit die Vorstellung vom Reittier geeignet ist, den soteriologischen Zusammenhang in einer wirklich hilfreichen Weise zu präzisieren⁶. Was sich hier freilich aufdrängt, ist die Frage, ob die Vorstellung vom Menschen als Reittier im soteriologischen Kontext überhaupt wirklich als Metapher funktioniert. Offensichtlich ist der Bezug zur biblischen Rede vom Machtwechsel, wie sie etwa in Römer 6 und 8 entfaltet wird und insbesondere von Ernst Käsemann in ihrer Bedeutung für die Paulusexegese herausgestellt wurde. Die Vorstellung vom Reittier entspricht dieser biblischen Traditionslinie, ohne den Sachzusammenhang freilich weiter zu präzisieren. Abgesehen von der Anschaulichkeit des »Besessen-werdens« bringt jene Vorstellung nichts hinzu,

⁶ In dieser Hinsicht scheint die Metapher vom Reittier eigentlich nur das Determinismusproblem zu verfestigen, welches jedenfalls intrametaphorisch nicht weiter vorangetrieben werden kann. Dazu sind andere Kontexte des theologischen Denkens Luthers wichtig, die etwa von der wirklichkeitsmächtigen Kraft des Glaubens handeln, der so frei ist, den glaubenden Menschen schlicht als von Gott geritten anzunehmen, und so in der Tat einer persönlichen Freiheit des Menschen Raum verschafft, die freilich mit einer abstrakten »Entscheidungsfreiheit« nichts zu tun hat.

was über das possessive Moment hinausginge. Das bedeutet aber, daß die spezifische Vorstellung eines Reittieres zur Prädikation des Besessen-werdens nicht notwendig, sondern zufällig ist. Sie stellt nichts vor, was nicht auch anders gesagt werden kann und auch – besser – gesagt worden ist⁷. Soweit es die soteriologische Fokussierung auf das Besessen-werden betrifft, die Luther so wichtig war, liegt eigentlich nichts an der spezifischen Vorstellung vom Reittier. Jener Sachverhalt hätte auch mit beliebigen anderen Objekten bezeichnet werden können, und wenn wir von hier von »Gegenständen« sprechen, dann darum, weil Luther in soteriologischer Rede die Subjekthaftigkeit des »Besessenen« bewußt ausschließen wollte.

Der ethische Übersprung des »Reittiers«

Es ergibt sich also die Feststellung, daß Luthers berühmte Reittier-Metapher gar keine echte Metapher im produktiven Sinne ist. Warum sollte sich aber eine Metapher, die gar nicht wirklich funktioniert, derart einprägen und verbreiten, wie Luthers Vorstellung vom Reittier es zweifellos getan hat? Wie ist es zu erklären, daß sie offensichtlich dennoch »wirkt«? Die Antwort wird in der am Text aufweisbaren Tatsache zu suchen sein, daß Luther den Kontext seiner metaphorischen Rede nicht auf jenen soteriologischen »Punkt« beschränkt, um den es ihm gleichwohl primär geht. Er zielt mit der Metapher vom Reittier zugleich über jenen soteriologischen Kontext hinaus, für den sie im Grunde zufällig bliebe, in den Bereich der Ethik, für den sie – wie zu zeigen ist – ihre metaphorische Kraft erst wirklich entfalten kann⁸.

Wo es nur um das »in medio posita« geht und um das Besessen-werden, »si insederit Deus« bzw. »si insederit Satan«, ist das Reittier nur ein Bild, das nichts Spezifisches über das bezeichnete Moment hinaus sagt. Erst wo tatsächlich geritten wird, geht es nicht mehr ohne Reittier ab: »... vult et vadit, quo vult Deus ... quo vult Satan«. Erst in diesem spezifisch ethischen

⁷ So reicht etwa die biblische Redeweise vom Herrn und Knecht viel weiter, weil sie auch die Bedingungen des Herrschaftswechsels (»erkauft«) und das Ergehen unter dem alten und neuen Herrn (freier Knecht) etc. mit in die Vorstellung einschließt.

⁸ Daß Luther selbst dieser Kraftentfaltung seiner Reittier-Metapher für die Ethik nicht mehr nachgespürt hat, braucht nicht gegen dieses Erklärungsmodell ihrer Wirkung zu sprechen; denn es dürfte gerade charakteristisch für die Bedeutung metaphorischer Redeweise sein, daß eine bestimmte Metapher gerade darum bleibend interessant scheint, weil sie noch etwas verspricht, solange sie noch ungenutztes Potential vermuten läßt und nicht mit der Bindung an einen bestimmten Kontext schon verbraucht ist.

Kontext – denn »wollen, was Gott will« und »hingehen, wo Gott will« paraphrasiert geradezu das Telos christlicher Ethik und des christlichen Ethos – wird die Frage nach dem Besonderen dieses Vorstellungsbereiches⁹ dringlich. Jetzt erst wird die Rede vom Reittier als Metapher wirksam.

Darum wird nun die (soweit ich sehen kann) noch kaum unternommene kritische Untersuchung des den Gebrauch der Metapher leitenden (und natürlich aufgrund seines teleologischen Anthropomorphismus interessanten) Pferdebildes und der dazugehörigen Vorstellung von der Reitkunst bei Luther zu einer Aufgabe der Lutherforschung für den Bereich des ethischen Denkens des Reformators. Eine solche Untersuchung, die hier freilich nur einen Anstoß erfahren kann, verspricht zudem auch über die offensichtlichen Begrenzungen an diesem Punkt im Denken Luthers hinaus, die Fragestellungen für die gegenwärtige Diskussion um die Aufgaben der Ethik »equestersch« zu präzisieren.

Bevor man nach der spezifischen Färbung des Pferdebildes in Luthers Reittier-Metapher fragen kann, steht die Debatte zur Klärung an, ob Luther überhaupt an ein Pferd oder nicht vielmehr schlicht an einen Esel gedacht habe. Die lateinische Textgrundlage bietet bekanntlich keine eindeutige Lösung: »Iumentum« bezeichnet allgemein das Zug-, Last- oder Reittier. So gilt es auf die jeweiligen Eigenschaften zu achten, die im metaphorischen Gebrauch dieses oder jenes Tieres zur Zeit Luthers mitgesetzt waren, und daraufhin die Sinnrichtung der Reittier-Metapher zu vergleichen. Einerseits zeigt sich nämlich aus der Untersuchung einschlägiger Parallelstellen, daß Luther in der Tat an ein Pferd¹⁰ gedacht haben wird. Andererseits muß

⁹ Früher hätte man dabei von der »Bildhälfte« gesprochen. Doch ist diese Hermeneutik irreführend, weil die metaphorisch gebrauchte Vorstellung nicht die »Hälfte« des Verstehensprozesses ausmacht, der erst mit der Übertragung auf die Sachhälfte komplett wäre, sondern den ganzen: Dort wo sich das Verstehen einer Metapher ereignet, ist nicht die Metapher verstanden worden, sondern hat sich die Metapher als Sprachereignis selbst verständlich gemacht.

¹⁰ Als Vergleichstexte kommen insbesondere zwei in Frage: der erste innerhalb der Schrift vom unfreien Willen pointiert die Wirksamkeit Gottes mit einer ähnlichen Metaphorik, die hier allerdings im Unterschied zum bereits zitierten locus classicus gerade auf die spezifische Beschaffenheit des Pferdes abhebt: »Quando ergo Deus omnia in omnibus movet et agit ... agit autem in illis taliter, quales illi sunt ... tanquam si eques agat equum tripodem vel bipedem, agit quidem taliter, qualis equus est, hoc est, equus male incedit. Sed quid faciat eques? equum talem simul agit cum equis sanis, illo male, istis bene, aliter non potest, nisi equus sanetur«. WA 18, 709. Der andere Beleg nimmt die Metapher für die Charakterisierung der Wirksamkeit des Teufels auf: »der Satan ist ein höllischer Reiter, von dem die Poeten gesagt haben, er reite die arme Seele und Gewissen wie sein Pferd und führe sie, wohin er will: von einer Sünde zur anderen«. WA 45, 405, 24–27, modernisiert.

ebenso deutlich gesagt werden, daß Luther im Gebrauch seiner Metapher im Grunde einer »asianischen Equinologie« verhaftet bleibt: Sein Pferdebild trägt die zeitgenössischen Züge eines Esels¹¹. Oder intra-equinologisch formuliert: Sein Reittier ist nichts weiter als eine Schindmähre.

Für Luthers soteriologisches Anliegen scheint dieses Pferdebild geradezu notwendig zu sein. Hier muß er mit einer Vorstellung operieren, die von der Qualität des Pferdes völlig absieht; es darf nur als eines in den Blick kommen, das eben stillhält, um besessen zu werden. Was sich aber als Vorstellung eines Pferdes unter Absehung aller Qualitäten eines Pferdes einstellt, kann schwerlich mehr sein als die Vorstellung einer Schindmähre.

Der »equinologische« Paradigmenwechsel

Nun zielt Luther aber, wie wir gesehen haben, mit seiner Metapher über den soteriologischen Kontext hinaus auch in den Bereich der Ethik. In dieser Verbindung liegt nicht nur, wie zu vermuten war, der Grund für die faszinierende Wirkung jener Metapher, sondern auch ein wesentliches Problem, dem wir uns nun zuwenden müssen. Die Frage lautet, wie sich das streng soteriologisch bestimmte Pferdebild dort auswirkt, wo es nicht mehr nur um das Besessen-werden geht, sondern eben um das Los-reiten als spezifischen Handlungszusammenhang von Reiter und Pferd. Erlaubt der soteriologische Redemodus durchaus eine gewisse Unanschaulichkeit – und gebietet sie zuweilen sogar –, so muß sich diese im Kontext der Ethik dagegen als ausgesprochen destruktiv erweisen. Auch mit Luthers ethischer Ausweitung der Reittier-Metapher »... und geht, wohin Gott will«, ist zwar das Ziel benannt, aber für den »Gang« der Ethik noch nicht allzuviel gesagt. Dafür müßte schon das konkrete Zusammenspiel von Reiter und Pferd bedacht werden, das jenes »geht-wohin-er-will« bedingt und zugleich deutlich macht, wie unangemessen das soteriologisch bestimmte Pferdebild mit seinem Implikat der »Alleinwirksamkeit« des Reiters, dessen Pferd ihm nur Besitz bzw. Medium seiner Fortbewegung wäre, für das ethische Verständnis des christlichen Lebens ist. Luther selbst gibt – allerdings eben nur implizit – einen Hinweis auf die Notwendigkeit eines equinologischen Paradigmenwechsels für die ethische Betrachtung seiner Metapher. Er spricht nicht nur vom »gehen, wohin Gott will«, sondern ausdrücklich auch vom »wollen, wohin

¹¹ Darin wird deutlich, wie sehr Luther sich in seinem Eselsbild als Kind seiner Zeit ausweist. Seine doch sehr reduzierte Asinologie reproduziert in der Deskription der spezifischen proprietates (»dumm«, WA 8,4; »ungelehrig«, WA 30 III, 317 und andere) zumeist nur die typischen Vorurteile des Mittelalters, die weder der biblischen Tradition (Num 22,22ff) noch den neueren Erkenntnissen über diese durchaus »intelligente« Spezies entsprechen.

Gott will«. Hier ist nun von der aktiven Willensleistung des Pferdes die Rede, welche die Vorstellung einer willenlos-willigen Mähre, die lediglich der Behandlung und Steuerung harrete, im Grunde bereits hinter sich läßt.

Gibt es einen Hinweis darauf, so muß nun weiter gefragt werden, wie Luther sich diesen equinologischen Paradigmenwechsel vorstellt? Hinsichtlich des expliziten Gebrauchs seiner Metapher muß diese Frage zwar verneint werden. Sie läßt sich aber auf dem Umweg einer hermeneutischen Operation beantworten, die Luthers weitere Argumentation, sofern sie die ethische Fragestellung betrifft, auf ihr implizites Pferdebild hin befragt und dieses wiederum ins Verhältnis zu jener equestrischen Metaphorik setzt. Hierfür erweist sich insbesondere jener Kontext als aufschlußreich, in dem Luther die Lebensbereiche unterscheidet, auf die sich die Rede vom freien Willen zu Recht und zu Unrecht beziehen läßt.

»... daß dem Menschen der freie Wille nicht auf das, was höher ist, zugestanden wird, sondern nur auf das, was höher ist als er. Das heißt, er weiß, daß er in Sachen seines Geldes und seines Besitzes das Recht hat, sie nach freiem Willen zu gebrauchen, zu tun und zu lassen, wengleich auch das durch den freien Willen Gottes allein gelenkt wird, wie immer es ihm gefallen mag. Jedoch Gott gegenüber bzw. in Dingen, die sich auf Heil oder Verdammnis beziehen, hat er den freien Willen nicht, sondern ist er ein Gefangener, ein Unterworfener, ein Knecht entweder des freien Willens Gottes oder des Willens Satans«¹².

Hinsichtlich der Dinge, die Heil oder Verdammnis angehen, kann vom freien Willen keine Rede sein; hingegen besteht dem »Inferioren« gegenüber, den »zeitlichen« Belangen, durchaus die Freiheit zu gebrauchen, zu tun und zu lassen, was das freie Ermessen gelegen sein läßt. Bedeutet das, so muß man fragen, für den Wechsel von der soteriologischen zur ethischen Perspektive die Verschiebung des equinologischen Paradigmas von der Schindmähre zum Wildpferd? Luther schränkt ein: »... licet et idipsum regatur solius Dei libero arbitrio, quoquaque illi placuerit«¹³ – wengleich auch das durch den freien Willen Gottes gelenkt wird, wohin es ihm gefällt. Wird also das ethische Wildpferd doch wieder zur Schindmähre? Luther bleibt hier mit seinem impliziten Pferdebild in einer Dialektik¹⁴, die für die ethi-

¹² vgl. WA 18, 638.

¹³ WA 18, 638.

¹⁴ Allerdings ist diese Spannung schon im alttestamentlichen Pferdebild angelegt. Man vergleiche nur etwa die Vorstellungen von Psalm 32,9f (»Werdet nicht wie Roß und Maultier, die ohne Verstand sind. Mit Zaum und Zügel muß man ihr Ungestüm bändigen, sonst folgen sie dir nicht«) mit denen von Hiob 39,19ff: »Gabst du dem Roß die Heldenstärke, kleidest du mit einer Mähne seinen Hals? Läßt du wie Heuschrecken es springen? Furchtbar ist sein stolzes Wiehern. Es scharrt im Tal und freut sich, zieht mit Macht dem Kampf entgegen. Es spottet der Furcht und kennt keine Angst...«

sche Reflexion des Lebens letztlich wenig fruchtbar ist. Er spürt einerseits, daß die Option für eine »Ethik des Wildpferdes« dem christlichen Glauben widerspricht, dessen Freiheit nicht darin besteht, zu tun und zu lassen, was man will (Viel eher entspräche diese Option dem Leitbild »satanischer Equestrik«: Das Pferd läuft, wohin es will, und bemerkt weder den Reiter noch den Umstand, daß es so gerade dort landet, wo dieser will. Auch die bereits erwähnte Vorstellung Luthers vom Satan als »wildem Reiter« braucht nicht strengen Peitschen-Dirigismus zu assoziieren, sondern eher ein sattel- und sporenloses Hasardeurement, welches den Reiter mit der Wildheit des Pferdes verschmelzen läßt). Auf der anderen Seite wird auch eine »Schindmähren-Ethik« dem christlichen Glauben und Leben nicht gerecht. Darin würden die Gläubigen als Subjekte verkannt und zu willenslosen, inaktiven Objekten einer göttlichen »Behandlung« gemacht. Auch Luthers in anderen Zusammenhängen fruchtbare »Simul-Logik« führt an dieser Stelle nicht weiter. Als ethisches Subjekt ist der Mensch im Sinne jener Metaphorik nicht zugleich Wildpferd und Schindmähre; er ist es auch nicht partim – partim. *Er ist vielmehr weder Wildpferd noch Schindmähre.* Beide Pferdebilder sind für die ethische Frage unangemessen: ob je für sich, alternierend oder komplementär gedacht.

Die ethische Notwendigkeit einer entfalteten Equestrik

Dennoch kann Luthers Reittier-Metapher, so lautet die These, für die Reflexion auf die christliche Lebensweise einen bleibend wichtigen Beitrag leisten. Dazu muß sie freilich aus der beschriebenen Aporie ihrer Paradigmen »zwischen Wildpferd und Schindmähre« herausgeführt werden.

Die konstruktive Frage wird danach nicht mehr lauten können, ob die ethische Praxis der Christen sich aus einem freien Willen zum Guten ergibt oder ob sie die Gestalt der Gängelung des unfreien Willens durch Gott darstellt, sondern wie Menschen durch den freien Willen Gottes dorthin gelenkt werden, frei zu wollen und zu tun, was er will. Die Frage, die sich der ethischen Reflexion in jener Perspektive stellt, ist demnach keine andere als die nach der »Kunst des Reitens«. Allein eine entfaltete Equestrik, welche zugleich über das verkürzte Pferdebild Luthers hinausführt, vermag die aktuelle Fruchtbarkeit der Reittier-Metapher für die Ethik zu pointieren. In drei Bereichen will ich abschließend Fragen formulieren und die Richtungen andeuten, in welche die ethische Reflexion der Reittier-Metapher durch die Wahrnehmung einer entfalteten Equestrik geführt werden könnte.

a) Zunächst muß die Reiterei als spezifischer Handlungszusammenhang zweier handelnder Subjekte in den Blick genommen werden. Auf der einen

Seite wird zwar deutlich, daß das Pferd kein »autonomes Subjekt« sein kann – es *wird* geritten. Hier ist das Verhältnis unumkehrbar: Der Reiter sitzt obenauf. *Er* führt. *Er* bestimmt Weg und Tempo. *Er* kennt die Richtung und das Ziel. Die Equestrik läßt hier keinen Raum für solche Mißverständnisse, wie sie Luther im humanistischen Denken des Erasmus angelegt sieht. Kein Reiter auch, der seinem Pferd etwa nur die Zielvorgabe machte und es dann allein loslaufen ließe. Eine entfaltete Equestrik impliziert weder eine »equinome« noch eine »equestronome« Ethik. Es kommt alles auf das Zusammenwirken von Reiter und Pferd an. Hierbei wird sich andererseits zeigen: Wenngleich nicht das Pferd den Reiter reitet, sondern der Reiter das Pferd, so reitet jener doch eben *mit* dem Pferd, und nicht nur etwa »auf« ihm. Er könnte auch anders zum Ziel kommen, doch will er es als Reiter tun. Als Reiter läßt er sich ganz auf sein Pferd ein und macht sich freiwillig vom Zusammenspiel mit diesem abhängig; wie sich umgekehrt auch das Pferd auf das Tun des Reiters einläßt, seinen Bewegungen und Worten folgt und mit seinen Reaktionen neues Handeln des Reiters herausfordert. Das entsprechende Paradigma einer equestrisch reflektierten Ethik kann darum nur eine spezifische Form der »cooperatio« sein, die eine abstrakte »Alleinwirksamkeit« des Reiters ausschließt. Reiten als Reitkunst kann der Reiter nicht für sich selbst »können«¹⁵. Es wird ihm darum gehen, dafür Sorge zu tragen, daß auch sein Pferd »reiten kann«. Dieses ist ihm darum nicht nur Mittel seiner Fortbewegung. Die *ars equitandi Dei*, so wird man im Sinne christlicher Ethik sagen dürfen, vergegenständlicht ihr Reittier nicht. Das Pferd ist ihr nicht nur Mittel, sondern Zweck des Reitens. Das führt uns zum nächsten Moment.

b) Das Reiten darf nicht nur als funktionales Geschehen in den Blick kommen, sondern es bildet eine *Beziehung* zwischen Reiter und Pferd fort, in die jene Praxis eingelassen ist und aus der sie ihr Proprium erhält – und aus der sie letztlich auch ermöglicht ist: Die Konstitution dieser Beziehung war – wir erinnern uns – von Luther im Sinne des Besessen-werdens als einseitiger Akt des Reiters zu verstehen gewesen. Die praktische Seite jener Bezie-

¹⁵ Das ist auch die Pointe von Karl Barths kurzem equestrischen Einschub im ethischen Teil seiner Schöpfungslehre, wo er unter dem Stichwort »Freiheit zum Leben« erklärt, warum ein »wirklich guter Reiter gar kein wirklich Gottloser« zu sein vermag. Barth spricht vom »Zusammenwachsen« von Reiter und Pferd in jenem Sinne, in dem gerade der freie aktive Gehorsam des Gerittenen die Qualität des Obenaufsitzenen als die eines wirklichen *Reiters* erweist: »Man sagt von einem guten Reiter, daß er mit seinem Pferd so zusammengewachsen sei, daß er aus ihm immer gerade das – und nicht mehr und nicht weniger – herauszuholen wisse, was dieses herzugeben nicht nur fähig, sondern im Grunde auch willig und freudig sei«. KD III/4, 400.

hung ist aber nur durch die Beschreibung jenes spezifisch zweiseitigen Handlungszusammenhangs zu erfassen. Das Pferd dreht den Kopf, wenn *sein* Reiter den Stall betritt, kennt dessen Schritte und Stimme aus vielen heraus. Für diese Beziehung mag die von Luther so geliebte biblische Vorstellung von den Schafen, die die Stimme ihres Hirten hören, eine sachliche Parallele darstellen. Jene Beziehung, die sich in der Art und Weise des Zusammenspiels beim Reiten widerspiegelt, ist dort um so intensiver, wo das Pferd vom Reiter nicht nur geritten wird, sondern gestriegelt, gepflegt und gefüttert. Die Beziehung zwischen Reiter und Pferd, wie jener sein Reittier nach absolviertem Springparcours »bespricht« und mit der gewohnten Streicheleinheit versieht, auch dann, wenn dieser gerade nicht erfolgreich bewältigt wurde, gehört zu den eindrucklichsten Beobachtungen des Nicht-Reiters.

Was jene equestrischen Reflexionen für das Verständnis des christlichen Lebens als eines geprägten Ethos austragen, liegt auf der Hand: Gott kommt nicht allein als Grund des christlichen Ethos in Betracht, als Setzer von Norm und Aufgabe; er ist auch nicht lediglich Ziel einer teleologisch orientierten ethischen Praxis, sondern als Agent des Zusammenspiels stets konstitutiv an ihrem Vollzug beteiligt. Gott ist nicht nur »Besitzer« seines Reitstalls oder Reitlehrer, sondern reitet seine Pferde selbst. Die ethische Praxis der Christen ist nichts anderes als die »Verlaufsform« jener Beziehung: Leben in Gemeinschaft mit Gott, der sie pflegt und nährt, anspricht und tröstet.

c) Eine besondere Herausforderung der equestrischen Reflexion der Ethik dürften die unverzichtbaren Stichworte markieren, die mit dem Erlernen und der persönlichen Entwicklung der Reitkunst verbunden sind. Der Reiter mag perfekt sein: Er wird dennoch mit dem jeweiligen Pferd trainieren. Die Eskapade steht nicht vor dem Longieren. Das spezifische Zusammenspiel zwischen beiden Partnern zu entwickeln, braucht Zeit und Mühe: bis das Pferd auf leisen Schenkeldruck und nuancierte Gewichtsverlagerung reagiert, der Reiter die spezifischen Stärken und Schwächen des Pferdes erkennt und es nicht gleich über die große Mauer jagt, wo es Mal um Mal verweigern würde ...

Nun sind Begriffe wie »Training« oder »Dressur« freilich seit langer Zeit aus dem Wortschatz der Ethik als unerfreuliche Begriffe ferngehalten worden – und das in gewisser Hinsicht wohl auch mit Recht. Dennoch wird eine theologische Ethik, die nicht nur auf Fragen der Normen- oder Wertebildung und deren Durchsetzung reflektiert, sondern auf die spezifische ethische Lebensform des christlichen Glaubens, nicht umhinkommen, die Frage nach der *Einübung* in bestimmte Praxisformen christlichen Handelns, Urteilens und Lebens in neuer Dringlichkeit wahrzunehmen. Dabei gilt es auf den Ort im Leben der Christen zu achten, an dem sozusagen die Matrix des

christlichen Handelns, Urteilens und Lebens ausgeprägt ist und sich für die Christen einprägt: den Gottesdienst als die *ursprüngliche Praxis* der Kirche.

Für Luther war dieser Zusammenhang in seinem seelsorgerlich-katechetischen Verständnis des Gottesdienstes präsent, wie er es etwa in seiner Vorrede zur deutschen Messe ausgeführt hat. Auch in seiner »Kirchenschrift« (»Von den Konzilien und Kirchen«) beschreibt Luther, wie durch die sieben Praxis-Merkmale der Kirche die »tägliche Heiligung und Verlebendigung in Christus« gewirkt wird. Die »Übung der Sakramente« steht dabei zusammen mit dem »Werk« des Predigthörens und dem »Handwerk des Gebets« im Vordergrund¹⁶. Dieser praktische Zusammenhang einer Ethik, die nicht allein auf ein Ethos *zielt*, sondern stets schon von einer bestimmten ethischen Lebensform *geprägt* ist, läßt sich heute mit Hilfe neuerer, vom Denken des späten Wittgenstein geprägter philosophischer und theologischer Versuche noch deutlicher fassen. Das gilt insbesondere für solche Versuche, die über die Präzisierung des Verständnisses vom Erlernen und Sprechen einer Sprache zu einem vertieften Verständnis des religiösen Lebens in seiner jeweiligen ethischen Kreatürlichkeit und Kreativität führen können. Wie religiöses Leben überhaupt konstitutiv auf konkrete (Sprach-)Gemeinschaftsformen bezogen ist¹⁷, so wird auch für die Ethik die Bestimmung und Untersuchung des Ortes grundlegend sein, an welchem die zentralen christlichen Sprachspiele samt ihren »moral notions« stattfinden; im Gottesdienst, wo die christliche »story« zu Wort kommt, werden diese Sprachspiele auf ihre »Grammatik« hin durchsichtig und können also mitgespielt und eingepägt werden.

In diesem Zusammenhang wäre auch die neu aufgekommene Debatte um eine (christliche) Tugend- und Charakterlehre¹⁸ konstruktiv zu verorten, sofern die Ethik nicht normativ oder aktualistisch reduziert bleiben soll, sondern auf die Stetigkeit im Handeln, Urteilen und Leben im Sinne der Ausbildung eines bestimmten »Charakters« zu reflektieren hat, die ohne regelmäßige Praxis nicht zustandekommt.

¹⁶ Vgl. dazu besonders den »Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi und von den Bruderschaften« (1519, WA 2,727–737) und »Eine einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund« (1535, WA 38,358–375).

¹⁷ Vgl. dazu Fergus Kerr, *Theology after Wittgenstein*; Oxford/New York 1986, 157ff, und George A. Lindbeck, *The Nature of Doctrine. Religion and Theology in a Postliberal Age*, 1984, 32ff.

¹⁸ Vgl. dazu Alasdair McIntyre, *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*, Frankfurt/New York 1987; Stanley Hauerwas, *Visions and Virtue. Essays in Christian Ethical Reflection*, 2. Aufl. Notre Dame/London 1981; ders., *A Community of Character. Towards a Constructive Christian Social Ethics*, 3. Aufl. Notre Dame/London 1983.

Solche Einübung ist, um wieder in Luthers Metaphorik zu sprechen, in der Tat nicht ohne Mühe für Pferd und Reiter, sie ist nicht ohne Konflikte, Versagen und Frustrationen vorstellbar. (Darum mag man versucht sein, den Teufel für den besseren Reiter zu halten; geht es bei ihm doch gleich los im wilden Ritt: querfeldein – mühelos, zügellos). Dennoch gilt es gerade auch von der *Lust* des Reittiers im Training zu erzählen: wenn es spürt, wie es sich in den Gangarten beherrschen lernt, Schritt für Schritt, Trab für Trab, Galopp für Galopp; wenn Vertrauen wächst zum Reiter, daß er im rechten Augenblick hochziehen wird vor der Mauer – und drüber sein ..

Dabei steht keineswegs ein *allgemeines* Pferdebild zur Disposition, auf dem eine solche equestrisch reflektierte Ethik normativ herumreiten würde. Es geht nicht darum, aus einem kaltblütigen Brabanter einen feurigen Araber zu machen und einen Holsteiner zum Lippizaner zu ziehen¹⁹. Vielmehr möchte die Reitkunst gerade die besonderen Anlagen jedes Pferdes fördern und auf jenem Felde entwickeln, auf dem es seine Begabungen am besten einsetzen kann. In diesem Sinn mag auch hier gelten: Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Was jedoch für die Perspektive der theologischen Ethik über den Gebrauch der Reittier-Metapher bei Luther hinaus (und eben darin im Sinne seines ethischen Denkens überhaupt) – equestrisch-equinologisch formuliert – geglaubt werden darf:

Im Reitstall Gottes wird der Mensch weder Wildpferd bleiben noch je zur Schindmähre verkommen. Von Gott geritten, wird er reiten lernen.

Dr. Bernd Wannewetsch, Zimmerholz 2, 91334 Hemhofen

ERFAHRUNGEN MIT LUTHER

Aus der Sicht eines Schriftstellers und Pädagogen

Von Heinz Vonhoff

1. Frühe Erfahrungen

Als ich zehnjährig 1932 ins Gymnasium eintrat, waren für mich zwei Berufswünsche entscheidend, die sich später sogar verwirklichen ließen. Ich antwortete auf entsprechende Fragen Erwachsener, ich wolle »Lehrer und

¹⁹ Eine solche »Einheit« des Pferdebildes dürfte gerade die equestrischen Gepflogenheiten der Gegenseite charakterisieren: Der Teufel reitet alles zum Wildpferd zu.